

Daniel Everett

Freund der glücklichen Indianer

Vor mehr als dreißig Jahren ging er erstmals in den Dschungel, um ein brasilianisches Urvolk zum christlichen Glauben zu bekehren. Doch die Indianer bekehrten Daniel Everett.

Von Lisa Becker

Daniel Everett ist ein nicht allzu großer, kräftiger Mann in den späten Fünfzigern. Er hat helle Haut und rote Haare. Er ist Amerikaner, könnte aber auch Ire sein. Everett ist freundlich, aber nicht überschwänglich. Mit Höflichkeitsfloskeln hält er sich nicht lange auf. Ein Gespräch mit ihm ist intensiv: Er kommt rasch zur Sache, macht keine überflüssigen Worte. Der Gesprächspartner blickt in gutmütige Augen; die meiste Zeit spielt ein Lächeln um Everetts Mund.

Everett ist Professor für Linguistik. Doch forscht er nicht nur am Schreibtisch: Neun der vergangenen dreißig Jahre hat er im südamerikanischen Dschungel verbracht und dort die Sprache und das Leben indianischer Urvölker untersucht. Die meiste Zeit, acht Jahre, hat er bei den brasilianischen Pirahã gelebt. Sie siedeln im Amazonasgebiet entlang des Flusses Maici; derzeit sind es siebenhundert. Was Everett dort lernte und erfuhr, hat sein Leben kräftig durcheinandergewirbelt, sein berufliches genauso wie sein privates.

Everett ist nicht nur ein Intellektueller, er ist auch – was man ihm weniger ansieht – ein Abenteurer. Die Bedingungen, unter denen er im Dschungel gelebt hat, würden den meisten Bewohnern der Industrieländer die Gänsehaut auf den Rücken treiben. Er war umgeben von Skorpionen, Raubkatzen und Schlangen. Einmal begegnete er auf einer Bootsfahrt einer Anakonda,

„Es gibt nichts Härteres für ein Kind, als die Mutter zu verlieren.“

deren Körper viel dicker war als sein eigener. Sie bäumte sich aus dem Wasser auf und hätte das kleine Schiff fast zum Kentern gebracht.

Solche Gefahren ängstigen ihn nicht. Das mag damit zusammenhängen, dass er schon in seiner Kindheit nicht in Watte gepackt war. Er wuchs in einem kleinen Dorf in Südkalifornien auf. „Ich war umgeben von Bauern und Cowboys“, erzählt Everett. Er wohnte bei Mutter und Stiefvater. Die Verhältnisse waren einfach, niemand in seiner Familie hatte je ein College besucht. Als er elf Jahre alt war, starb seine Mutter. „Es gibt nichts Härteres für ein Kind“, sagt Everett. Er zog zu seinem Vater nach San Diego. Die Zeit dort war schwierig, Everett kam mit Drogen in Berührung. Dann lernte er auf der High School Keren kennen. Die junge Frau stammte aus einer strenggläubigen evangelikalen Missionarsfamilie. Sie und ihre Eltern gaben ihm Halt. Keren und er heirateten mit 18 Jahren.

Im Jahr 1977 – Everett war inzwischen auch Missionar geworden und außerdem Doktorand an einer brasilianischen Universität – gingen er, Keren und ihre drei Kinder in den Dschungel. Sie wollten die Pirahã zum christlichen Glauben bekehren. Everett sollte außerdem ihre Sprache erlernen, aus wissenschaftlichen und aus religiösen Gründen: Er sollte die Bibel in die Sprache der Indianer übersetzen.

Er habe keine Angst vor dem Leben im Dschungel gehabt, erzählt Everett heute – obwohl es keine Möglichkeiten gab, mit der Außenwelt zu kommunizieren. Everett dachte damals noch, Gott würde mit ihnen sein. Er stürzte sich sofort in die Arbeit und lernte jeden Tag zehn Wörter. Um halb sechs, vor Sonnenaufgang, stand er auf, ging Wasser holen, etwa zweihundert Liter für den Tagesbedarf. Nach dem Frühstück kam ein Pirahã zu ihm, mit dem er versuchte zu sprechen. Es dauerte ein Jahr, bis er sich gut verständigen konnte. Den Nachmittag verbrachte er mit der Analyse dessen, was er morgens erfahren hatte. Außerdem half er seiner Frau beim Unterrichten der Kin-



„Hast du Jesus gesehen?“ Die Pirahã brachten Daniel Everett von seinem Glauben ab.

Foto Andreas Pein

Zur Person

■ Dan Everett wird am 26. Juli 1951 in Holtville, Kalifornien, geboren.

■ Er studiert Bibelkunde und Theologie. Als er 26 Jahre alt ist, will er Missionar werden.

■ 1977 geht er zum ersten Mal in den brasilianischen Dschungel, um mit dem Urvolk Pirahã zu leben. Seitdem hat er insgesamt acht Jahre bei ihnen verbracht.

■ Everett ist derzeit Dekan an der Bentley-Universität in der Nähe von Boston. Er ist zum zweiten Mal verheiratet und hat zwei Stiefkinder sowie drei leibliche Kinder.

der. Everett genoss das Leben bei den Pirahã von der ersten Sekunde an. „Ich war so privilegiert, nur wenige Menschen können so etwas tun.“ Außerdem sei der Ort „der schönste Platz auf der Welt“, schwärmt Everett.

So groß seine Fortschritte im Erforschen der Sprache der Indianer waren, so wenig gelang es ihm, die Pirahã von Gott zu überzeugen. Er konnte keinen einzigen konvertieren. Heute weiß er schon fast nicht mehr, warum er es jemals versucht hat. „Hast du Jesus gesehen?“ fragten sie ihn. Wenn er das verneinte, war die Sache für sie erledigt.

Everett beschreibt die Pirahã als ein Volk, das vollständig in der Gegenwart lebt. Für sie existiere nur, was in ihrem unmittelbaren Erfahrungsbereich liege. Zukunftssorgen kennen sie deshalb ebenso wenig wie Reue über vergangene Ereignisse. Und das mache sie unglaublich zufrieden, erklärt Everett. Einige Psychologen haben sie schon zum glücklichsten Volk der Erde gekürt. Auch Everett hat erfahren: „Sie sind viel glücklicher als wir. Sie kennen weder Depressionen noch Essstörungen. Dabei glauben sie nicht an Gott.“

Und sie führen ein hartes und arbeitsreiches Leben als Jäger und Sammler,

werden oft krank und sterben früh. Als sie von Everett erfuhren, dass Amerikaner länger leben als sie, machte sie das nicht neidisch, ganz im Gegenteil: „Sie fühlen sich privilegiert“, sagt Everett. „Sie sind überzeugt, an einem wunderschönen Ort zu leben, schöner als alle anderen Orte auf der Welt, und ein gutes Leben zu führen.“ Deshalb wollten sie auch nirgendwo sonst leben.

„Sie sind viel glücklicher als wir. Sie kennen weder Depressionen noch Essstörungen.“

Everett ist gerne bei den Pirahã. Dennoch lässt er keinen Raum für Aussteigerromantik. Er weiß, dass sie vollkommen anders sind als Menschen wie er und er nicht sein kann wie sie. „Dazu habe ich gar nicht die Fähigkeiten“, sagt er. Müsste er zwischen beiden Welten wählen, würde er sich für die westliche entscheiden. Manchmal hofft er, dass er durch die Begegnung mit ihnen geduldiger geworden ist. „Meine Kinder bestreiten das aber“, räumt er ein.

Als Everett mit seiner Familie bei

den Pirahã lebte, legten sie großen Wert darauf, in ihrer Hütte ein absperrbares Zimmer zu haben. Die Indianer seien nämlich sehr gesellig, erzählt Everett. Sie seien ständig mit anderen zusammen und redeten auch nachts viel miteinander und lachten oft. Den Everetts war dies zu viel der Nähe. Sie brauchten einen Raum, in den sie sich zurückziehen und zum Beispiel in Ruhe lesen konnten.

Was Everett nicht mehr losließ, war die Beobachtung, dass die Indianer so zufrieden sind, keine Angst vor dem Tod haben und dennoch nicht an Gott glauben. Langsam reifte in ihm die Überzeugung, dass Gott eine Wunschvorstellung sein müsse. Weil er nicht wagte, seiner hochreligiösen Familie davon zu erzählen, behielt er diese Erkenntnis mehr als fünfzehn Jahre für sich. Als er vor sechs Jahren nicht mehr anders konnte und Keren und seinen erwachsenen Kindern gestand, Atheist zu sein, trat ein, was er befürchtet hatte. „Keren gab mir ihren Eherring zurück.“ Und seine Kinder haben nicht mehr mit ihm gesprochen. Langsam finden er und seine Kinder wieder zusammen. „Ich liebe sie, sie lieben mich, es wird vorbeigehen“, sagt Everett.

Ich über mich

■ Ein guter Arbeitstag beginnt mit ...
... Kaffee und einer Übersicht darüber, was ich tun oder schreiben werde.

■ Die Zeit vergesse ich, wenn ...
... ich einen Artikel oder ein Buch zum letzten Mal kurz vor dem Abgabetermin überarbeite oder wenn ich im Amazonasgebiet forsche.

■ Wer es in meinem Geschäft zu etwas bringen will, der ...
... muss sein eigenes Forschungsprogramm entwickeln, hart arbeiten und Zurückweisungen tolerieren können.

■ Erfolge feiere ich ...
... indem ich mit meiner Frau ausgehe. Und dann plane ich die nächsten Projekte so, dass sie noch herausfordernder sind.

■ Es bringt mich auf die Palme ...
... wenn ich auf irgendjemanden wegen irgendetwas warten muss.

■ Mit 18 Jahren wollte ich ...
... ein Rockstar sein.

■ Im Rückblick würde ich nicht noch einmal ...
... die Gefühle meiner Mutter verletzen. Sie starb, als ich erst elf war; sie war erst 29.

■ Geld macht mich ...
... – ich will es ausgeben.

■ Rat suche ich ...
... eigentlich bei niemandem.

■ Familie und Beruf sind ...
... manchmal das Beste und manchmal das Schlechteste.

■ Den Kindern rate ich ...
... nichts mehr.

■ Mein Weg führt mich ...
... – ich weiß es nicht, und deshalb will ich ihn mit voller Geschwindigkeit entlanglaufen, um zu sehen, wo er verläuft.

Bedauert er, zu den Pirahã gegangen zu sein und alle diese Erkenntnisse gewonnen zu haben, die sein Familienleben so belastet haben? „Ich bedauere überhaupt nichts“, sagt Everett. „Ich hatte bisher ein großartiges Leben. Ich liebe alle die Dinge, die ich gelernt habe.“ Krisen könnten auch viel Gutes bewirken: „Sie machen dich stärker.“

Stärke braucht Everett derzeit eine Menge. Er steht nämlich im Zentrum einer heftigen wissenschaftlichen Debatte, weil er herausgefunden hat, dass die Pirahã keine Relativsätze bilden. Mit dieser Entdeckung hat sich Everett mit dem renommierten amerikanischen Linguisten Noam Chomsky angelegt. Der hat die These aufgestellt, dass das Sprechen dieser einordnenden Nebensätze Teil der menschlichen Natur sei, dass jede Sprache auch auf Relativsätzen aufbaue. Nun hat Everett ein Volk gefunden, das nur Hauptsätze aneinander reiht. Relativsätze liefern ihrem grundlegenden Lebensprinzip der unmittelbaren Erfahrung zuwider, meint Everett. Er schlussfolgert daraus, dass Sprache kulturell bedingt sei und dass es keine universale menschliche Grammatik gebe, so wie Chomsky und seine Anhänger behaupteten. „Chomsky sagt nun, ich hätte nur eine bedeutungslose Ausnahme entdeckt“, berichtet Everett und man merkt, dass er diese Behauptung nur schwer ertragen kann.

Er reist um die Welt und sucht nach Wissenschaftlern, die seine These für plausibel halten. Diese hat er zum Beispiel in Deutschland in zwei Max-Planck-Instituten gefunden. Er freut sich außerdem, dass in einer sehr renommierten Fachzeitschrift seiner Forschung hundert Seiten gewidmet wurden. Im Januar wird Everett wieder ein paar Wochen bei den Pirahã verbringen. Gehirnforscher vom Massachusetts Institute of Technology und von der Stanford-Universität werden ihn begleiten. „Sie werden Tests machen“, sagt Everett und hofft, dass sie seine These stützen. Außerdem freut er sich, mal wieder bei den Pirahã zu sein.

■ fazjob.net/meinweg